Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

191 (17.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Fortschritte der Funktechnik

Deutsche Funkausstellung Berlin 1932

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Am 19. August wird in Berlin die 9. Große Deutsche Funkausstellung eröffnet. Wie früher, werden wieder sämtliche Ausstellungshallen am Kaiserdamm im Ausmaß von 25 000 Quadratmetern von den Ausstellern belegt sein. Wie früher, wird das **Ausland wieder fehlen**, obwohl es eigentlich schade ist, denn die deutsche Rundfunkproduktion ist der des Auslands absolut gewachsen. Wenn die deutsche Rundfunkindustrie seit dem Sommer 1931 weniger zu tun hatte, so ergibt sich das aus der Erschütterung der Absatzmärkte durch die Arbeitslosigkeit.

Was die **technischen Neuleistungen** des vergangenen Jahres anbelangt, so sind sie bei den wichtigsten Geräten, den Empfängern und dem Lautsprecher, noch recht beträchtlich. Aber man darf doch nicht übersehen, daß es heute den Radioapparaten etwa so geht, wie vor zehn Jahren dem Auto. Die autotechnische Entwicklung war vor zehn Jahren abgeschlossen, und was wir an Neuheiten erlebt haben, waren Verfeinerungen der Form und der Leistung, aber nicht mehr grundlegende Erfindungen.

Die wichtigste Arbeit auf dem Empfängergebiet war die **Erhöhung der Trennfähigkeit** oder, wie die Fachleute sagen, der Selektivität. Der bisher immer beobachtete Mißstand, drei und noch mehr Stationen auf einmal zu hören, kann durch die neue technische Entwicklung als beseitigt gelten. Dieser Fortschritt ist wichtig, denn was nützt der beste Empfänger, der auch die kleinste Fernstation lautstark heranholt, wenn nebenbei noch andere Fernstationen, vom Ortssender ganz zu schweigen, dazwischenfunken. Dieser Mißstand wurde besonders stark empfunden, da man heute keine Groß-Sender von 10 Kilowatt wie früher mehr hat, sondern 75 bis 100 Kilowatt, die außerdem im europäischen Wellenbann noch einen sehr geringen Abstand voneinander haben. Aber die Technik ist der Schwierigkeiten Herr geworden.

Mit der mechanisch starren Verbindung der verschiedenen Kondensatoren war das Problem noch nicht gelöst. Der heute so enge Senderabstand forderte eine **ganz genaue Trennung der einzelnen Stationen** und dazu mußten die Kondensatoren haarscharf untereinander abgestimmt sein. Das war an sich eine technisch längst gelöste Aufgabe; für die Massenproduktion von Empfängern wäre sie aber nicht wirtschaftlich zu machen gewesen. Aber die Frage ist auch wirtschaftlich heute gelöst.

Durch einen Kunstgriff, indem man nämlich die Kondensatorklappen keilförmig einzieht, ist es jetzt gelungen, Riesenserien von Kondensatoren ohne große Schwierigkeiten genau aufeinander abzustimmen. Durch die Koppelung der Kondensatoren hat sich außerdem der Vorteil ergeben, daß man nur einen einzigen Abstimmknopf nötig hat. Das Prinzip des einen Abstimmknopfes ist bei verschiedenen Apparaten heute sogar so weit durchgeführt, daß der nicht immer ungefährliche Rückkoppelungsknopf fehlt. Im Interesse eines störungsfreien Empfanges ist das sehr zu begrüßen, denn was von einzelnen Rundfunkhörern mit der Rückkoppelung immer wieder zusammengepfiffen worden ist, hat schon manchen Hörer zur Verzweiflung gebracht. Trotzdem ist die Leistung des Empfängers nicht gesunken. Auch diese Vereinfachung ist durch die Verwendung hochwertiger und empfindlicher Schaltungen erzielt worden und diese Neuschaltungen haben in Verbindung mit den neuen Hochleistungsröhren die Durchbildung von Empfängern möglich gemacht, die ganz Phantastisches leisten.

Bis vor einem Jahr galt ein **Zweiröhrenempfänger** als Ort- und bestenfalls Bezirksempfänger. Heute muß ein moderner Zweiröhrenapparat Fernempfang werden. Sehr hochwertige Musikwiedergabe und möglichst einfache Bedienung erfordert natürlich einen **Dreiröhrenapparat**, und wer sehr viel Geld hat und den Apparat überhaupt nicht mehr bedienen will, findet alles, was er braucht, beim **Vierröhrenempfänger**. Ohne Rückkoppelung holen diese Apparate jede Station heute so lautstark heran, wie die Ortssender. Die Trennung der einzelnen Stationen voneinander besorgt der Apparat automatisch allein, und auch die früheren Schwunderscheinungen sind heute nicht mehr möglich, weil sich im Apparat ein automatischer Lautstärkenausgleich befindet, der das Hörbarwerden der nachlassenden Sendestärke im Lautsprecher verhindert.

Die **Lautsprecher** waren schon im vorigen Jahre sehr gut. Der **„Freischwinger“**, ein sehr empfindlicher und musikalisch einwandfrei arbeitender Lautsprecher, hat den Markt erobert. Neben dem Freischwinger kommt der **dynamische Lautsprecher** immer mehr in Gebrauch, bei dem die freilich sehr wesentlichen musikalischen Vorteile durch größeren Aufwand von Betriebsenergie und damit höhere Kosten bezahlt werden müssen. Für den Hausgebrauch aber ist der Freischwinger völlig ausreichend. Es gehört schon sehr viel musikalisches Verständnis dazu, um einen hochwertigen Freischwinger von einem dynamischen zu unterscheiden. Die Mehrkosten kann sich der Hörer leicht sparen.

Wilhelm Schrage.

Die Kinderrepublik in Draveil

Festtag bei den deutschen Kindern in der französischen Ferienrepublik.

Wie wir einem Bericht im Pariser Populaire entnehmen, ist das Lager der Kinderrepublik in Dravail in vier Teile abgeteilt, von denen jeder seinen eigenen „Bürgermeister“ hat, der sich mit Würde in sein Amt schickt. Am ersten Sonntag im Lager wurde ein richtiges Kinderfest gefeiert, zugleich aber mit dem tiefen Ernst, der dieses internationale sozialistische Lager überhaupt auszeichnet.

Um 5 Uhr fanden sich die Kinder der vier Dörfer in der Mitte des Lagers ein. Zunächst Arbeitergesänge. Alle Kinder sangen im Chor, begleitet von Geigen und Mandolinen. Dann kleine Sprechchöre, denen die Idee der Solidarität in irgend einer ausdrucksvollen, leicht faßlichen Form zugrunde lag.

Dann das **„Bündnis der Fahnen“**. Die Fahnen der einzelnen Nationen, die Kinder ins Herz Frankreichs geschickt hatten ,wurden zuerst entlang getragen, während ein Kinderchor das Flattern der Fahnen mit den Worten begleitete: „Die Fahnen unserer Länder künden, woher wir kommen: von Nationen, die Kriege führten und führen.“ Jetzt aber zogen Kinder mit roten Fahnen vorbei und wieder sang der Chor der an Krieg und Tod unschuldigen Kinder: „Die roten Fahnen aber sagen, wohin wir wollen: zum Arbeitervolk der ganzen Welt, zur Internationale“. Und die Kinder fügten bekräftigend hinzu, jede Gruppe in ihrer eigenen Sprache: „Viele Sprachen sprechen wir, aber wir haben nur eine Idee: die Solidarität.“

Gegen halb 7 Uhr war das Fest zu Ende. Die Kinder zogen gruppenweise, nach ihren Dörfern geordnet, wieder zu ihren Zelten. Sie hatten in feierlich-ausdrucksvoller Weise ein Bekenntnis zum internationalen, sozialistischen Gedanken abgelegt, sie, die Kinder von Sozialisten der europäischen Länder.

Das Lager wird täglich von **Parteimitgliedern aus Paris** und der Umgebung besucht, die sich freuen über das Leben in dem internationalen Lager. Ueber tausend Erwachsene hatten der Feier beigewohnt. **Leon Blum** und **Jean Longuet** haben unter Führung von **Grumbach** das Lager eingehend besichtigt und waren ergriffen, hier den Geist bei der Jugend zu finden, für den sie ihr Leben und ihre Arbeit in Partei und Gewerkschaft einsetzen.

Das französische sozialistische Blatt bringt seit einigen Tagen auch Bilder vom Lagerleben in Dravail. Man sieht da die Spitzzelte des Lagers, einen kleinen Trompeter, der in der Morgenfrühe seine Kameraden weckt, und flatternde Fahnen auf hohen Masten. Da ist uns aber noch ein zweites Bild zu Gesicht gekommen, das **Beziehungen zu Mannheim** hat. Ein etwas langstieliger Junge steht da vor einem Zelt mit einem Stab in der Hand. Wenn man nicht genau hinsieht, könnte man an einen Indianer denken, der vor seinem Zelt auf die Feinde wartet und mit einer Lanze bewaffnet ist. Es ist aber ein deutscher Junge und dazu noch aus Mannheim, wie die Unterschrift verrät, und zwar der 12 Jahre alte Karl Schad aus Mannheim, der drüben das wichtige Amt des Anführers eines Spielmanns- bzw. Spielfunkenzuges ausübt. Als Dank für die photographische Aufnahme hat er den Knipser zu einem Schoppen Milch eingeladen, was dieser schon der Seltenheit wegen gerne annahm.

Theater und Musik

Städtisches Konzerthaus

Die Fledermaus

Operette von Johann Strauß

Sie ist unsterblich, diese Operette der Operetten! Nicht modernste und allermodernste Musikproduktion, nicht Jazz und Ramba, können ihr etwas anhaben. Eine Ueberfülle Operettenware wurde die letzten Jahre auf den Markt geworfen, nur Weniges konnte sich halten, Eintagsfliegen, Gelegenheitswerke, für den Tagesbedarf zurechtgemacht. Ueber allen und allem aber steht „Die Fledermaus“, dieses unverwüstliche, unübertreffliche Meisterwerk der Operettenliteratur. Das tollt und lacht und scherzt und tanzt und jubelt und liebt; ein Kompendium übermütiger Laune und heiterster Lebensfreude. Gekleidet in eine Musik, die den Rhythmus des Textes zur Ausgelassenheit steigert. Generationen haben sich an dieser lebensprühenden Fledermaus begeistert, weitere Generationen werden sich an ihren Melodien erfreuen, wenn der ganze übrige Operettenplunder längst in Vergessenheit gesunken ist. Johann Strauß, der unsterbliche Walzerkönig, hat mit seiner Fledermaus ein unsterbliches Meisterwerk geschaffen.

Die Operette verlangt zur guten Wiedergabe gute Musiker und erprobte Künstlerinnen und Künstler. Ihre leichtflüssige Musik will gespielt sein, ihr Reichtum an Melodien will gesungen sein! Im Badischen Landestheater gehört die Fledermaus zum festen Bestand des Spielplans. Es war deshalb gewagt, daß die Sommeroperette das Werkchen ebenfalls auf ihren Spielplan setzte. Wie das Wagnis gelang. Wenn wir sagen, daß die Aufführung im Konzerthaus sogar die Konkurrenz mit dem Landestheater aufnehmen kann, so ist mit diesem Urteil bereits eine Gesamtwertung der Wiedergabe im Konzerthaus gegeben. Ja, es schien uns, als ob das Operettenvölkchen im Konzerthaus sogar den Operettenstil besser getroffen, wie das Opernpersonal des Landestheaters. Mit glänzendem Schwung und Schmiß wurde die Operette hingelegt, Orchester wie Darsteller schöpften die unzähligen Schönheiten dieser Partitur restlos aus. Wobei allerdings das Orchester namentlich im Vorspiel, etwas dünn klang. Eine Verstärkung von 3—4 ersten Geigern hätte dem Orchester sehr wohl getan. Aber im übrigen führte Kapellmeister Bruno Zilzer das Orchester mit ausgezeichneter Sicherheit und Routine durch die Schönheiten der Fledermausmusik; ein Musizieren mit Lust und Liebe!

Die Darstellung der zahlreichen Figuren des Spiels erfordert durchweg erste Kräfte. Die Gesamtwiedergabe der Operette zeigt, daß unsre Sommeroperette über diese guten Kräfte verfügt. Die Rosalinde von Ida Bauer, das entzückende Stubenmädel Adele der charmanten Eva Schwarz nebst ihrer Schwester Ida von Hilde Hellmuth, der ganz famos hingelegte Prinz Orlofsky von Wera Kratzer, die schmissige, glänzend gespielte Figur des Eisenstein von Egid Toriff, der übermütige Gefängnisdirektor Frank von Karlheinz Löser, der famos gespielte und gesungene Doktor Falke von Alfred Fierment, der tenorbegabte Alfred von Robert Kiefer, der Doktor Blind von Kurt Schnathaler und zum Schlusse die Seele des dritten Aktes, der Gefängnisaufseher Frosch, mit genialer Komik dargestellt von Otto Schnitzer. Und dazu noch der Chor in bester Verfassung, das Ballett unter Führung von Elfriede Kuhlmann, die Inszenierung von Emil Reißner, die Ausstattung von Toffel Hecht: Diese Fledermaus konnte und kann sich sehen lassen. Sie ist eine Meisterleistung unserer Sommeroperette, für die ihr höchstes Lob und Anerkennung gezollt werden muß. Was auch seitens des Publikums in ausreichendem Maße bereits bei der Erstaufführung und der ersten Wiederholung geschehen ist.

h. w.

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von

HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 28

„Sprecht nicht von Schuld,“ fiel ihm der Arzt ins Wort. „Ihr wißt, daß ich gerne half — eurem Freund zuliebe — und dann auch, weil ihr selber mir wert geworden, Herr Henmann.“

„Nicht Schuld, so wie es die Leute meinen, wenn sie das Wort brauchen,“ sagte Henmann und richtete den Blick fest auf den alten Mann. „Aber andere Schuld ist es, die ich von euch trage! Dankesschuld, daß ich wieder darf gesund und jung sein — —.“

Die beiden Männer sahen sich schweigend ins Auge. Ueber alle Unterschiede des Standes, des Alters und des Volkes hinweg wob sich ein Band zwischen ihnen.

Dem prüfenden Blicke des Arztes entging es nicht, daß eine leise, halb unbewußte Erregung in den Blicken des Ritters flackerte. Und so sprach er: „Vermeint ihr Schlaf finden zu können? Wenn nicht, so will ich euch ein Mittel reichen. Es kommt alles darauf an,“ fuhr er fort, als Henmann den Kopf schüttelte, „daß ihr jede Nacht in ruhigem Schlummer neue Kräfte schöpfen könnt zur vollen Genesung . . .“ Und er wendete sich einem Wandschränkchen zu, das er aufsperrte und ihm ein kleines Fläschchen entnehmen wollte, da rief ihn Henmann zurück:

„Nein, Meister Mordechai,“ sagte er, „wohl weiß ich, daß ich heute nacht gut und ruhig werde schlafen, trotz manch schlimmer Kunde, die ich empfing. Denn ich will gesund werden, rasch und ganz. Ich werde vielleicht noch viel Kraft brauchen,“ setzte er hinzu, und wunderte sich, warum er das eigentlich gesagt habe. Es war, als habe ein anderer aus ihm gesprochen. „Aber wenn ich euch bitten darf um etwas: wollet noch eine kleine Weile, so ihr nichts Wichtigeres zu tun habt, bei mir verweilen. Ein gutes Gespräch wird mir Labsal sein.“

Der Arzt nickte, schloß das Schränkchen wieder ab, barg den Schlüssel dazu in den Falten seines milchweißen Unterkleides, über das ein grober brauner Tuchmantel fiel, und setzte sich an Henmanns Lager. „Ich will gerne tun, was euch Behagen schafft,“ sagte er einfach.

Aber das Gespräch wollte nicht in Gang kommen. In Henmann war ein Gedanke aufgetaucht, der ihn drängte und trieb, aber er fand nicht die richtigen Worte, in die er ihn zu kleiden gehabt hätte, um seinem Gegenüber verständlich zu werden. Es war das Wort zum „ein Uebriges tun“, an dem seine Gedanken hafteten.

Bis er auf einmal sagte: „Meister Mordechai, ihr seid ein hochgelehrter Mann, habt viel gesehen und erfahren, sagt mir, was heißt das: ein Uebriges tun, wenn einem geholfen wurde aus der Not — oder —“ und hier wurde seine Stimme ganz leise, — „wenn man gefehlt und geirrt hat?“

Der Rabbi lächelte. „Ihr fragt seltsam. Ich bin ein alter jüdischer Arzt — und ein junger Ritter fragt mich, anstatt seinen christlichen Priester?“ — Er sah gütevoll auf den Ruhenden nieder, der erwartungsvoll zu ihm aufsah. „Ich sagte es ja schon: wer geholfen hat, dem soll wieder geholfen werden. Das ist das eine Gesetz. Und das andere: wer erkennt, daß er einen falschen Weg gegangen ist, nun —, was tut er? — Er kehrt um . . .“

„Aber man kann Getanes ja nicht ungeschehen machen?“ sagte Henmann.

„Wer das immer bedächte, der käme nie auf den Irrweg,“ sagte der alte Mann. „Ist er aber einmal darauf, dann braucht er die Hilfe aus den Tiefen seiner Seele, die wunderbare Kraft, die umkehrt Willen und Werk.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Henmann verwirrt. Ihm wurde zumute, als stünde er vor Türen, die zu geheimnisvollen Bezirken führen. „Und wenn einem diese — diese Kraft aus dem Irrweg heraushilft, dann muß man ein Uebriges tun — aber was?“

„Ich weiß, was ihr denkt!“ sagte der Rabbi. „Euer Freund geht danken, wie seines Glaubens Lehr ihn antreibt. Er ist ein dankbar Gemüt — er wird Befriedigung dabei finden. Aber all diese äußerlichen Werke, die sind nicht jenes Uebrige, das geschehen muß, wenn wir loskommen wollen von den Irrwegen, auf die wir uns eingelassen haben. Dazu brauchen wir jene einzige Kraft —,“ er hielt inne, mit einem prüfenden Blick auf Henmann. „Kennt ihr sie? — Es ist die Liebe . . .“

„Aber sie kann auch Böses wirken,“ sagte dieser, seltsam erfüllt von den Worten des alten Mannes. Ein weher Klang schwang in seinen Worten mit.

Mordechai nickte. „Ihr wißt das große Geheimnis nicht,“ sagte er. „Alles ist zwiefach in dieser Welt und in jener anderen, von der die Menschen viel zu wenig wissen — vielleicht auch wissen dürfen. Aus den zwei Prinzipien kommen alle Dinge — und ihr Wesen ist, wie der Quell ihres Ursprungs, mögen ihre Erscheinungen einander noch so ähnlich sein. Der Baum des Daseins trägt Gift — und Heilfrucht oft auf demselben Ast . . . Und aus demselben Kräutlein quillt der Saft, der schmerzhaften Krampf löst — und tödlichen erzeugt . . . Wir Aerzte wissen das!“ lächelte er. „Aber es gibt ein Einziges — das kann nur Gutes schaffen: und das ist die Liebe, — wenn sie Liebe ist zu einem anderen, und nicht zu sich selbst . . .“

Henmann horchte wie im Traum. Solches hatte er noch nie vernommen, war er auch des öfteren mit gelehrten Herren an Bischofshöfen über der Tafel im Gespräch gesessen. Und was die Prediger in den Domen verkündeten — es war heilig und geweiht, aber nie hatte es ihm so ans Herz gegriffen, wie diese Worte.

„In jener Zeit, als unser Volk schon zerstreut war im Reiche der Römer,“ hörte er wieder den Arzt erzählen, „da kam eine Lehre auf, auch viele von uns haben sich mit ihr befaßt, von einem Sonnengott, von Mithra, wie ihn die Männer aus Kleinasien in griechischer Zunge nannten. Großes Mysterium war darin. Manches leicht, daß ich so manches euch sagen könnte. Aber ihr lebt auch euch hinaus: was frommt euch, das zu wissen, was der braucht, der in sich hinein lebt?“ Er schwieg mit einem prüfenden Blick auf Henmann und fuhr dann fort: „Sie haben ihm Steine gesetzt — hier im Gebirge — in einer Waldschlucht, da steht noch verborgen einer . . . Sie halten ihn für einen bösen Dämon, die Köhler und Waldleute, und gehen ungern daran vorbei. Aber ich weiß, was die Inschrift besagt, die darauf steht, und die hier vielleicht niemand entziffern könnte als ich, der ich die Sprache der Hellenen kenne. Wißt ihr, wie dies Wort heißt?“ — Und er richtete seine hagere Gestalt und den von langen silberweißen Locken umwallten Kopf auf, mit der Gebärde eines Propheten: „Ich bin jener Stern, der mit euch wandelt — und der euch herausführt aus dem Dunkel.“

Und er verstummte.

Eine Weile lastete schwüles Schweigen über dem Krankenzimmer.

Dann nahm Rabbi Mordechai wieder das Wort. Diesmal ganz leise. „Und dieser Stern ist die Liebe . . .“

Wieder trat Stille ein. Henmann saß vorgebeugt da, den stillen Mann anstarrend, der da, von einem ersten Mondlichtstreifen beschienen, an seinem Lager saß — und so Seltsames sprach. Und ihm schien, als habe jedes dieser Worte seine besondere geheime Bedeutung, die sich auf sein eigenes Erleben beziehe.

Und auf einmal brach Henmann, einem übermächtigen Drange folgend, das Schweigen: „Ich liebe eine Frau,“ stieß er hervor, „und viel Unheil sprießt aus dieser Liebe . . .“

Der Rabbi schüttelte das Haupt und sprach so leise, als rede er nur für sich selber und nicht für den andern: „Unheil sprießt nur dort, wo Menschen sich nach dem sehnen, was sie nie erreichen können: Lust ohne Schuld. Aber die Liebe ist nicht Lust, — sie ist jene geheimnisvolle Wesenseinheit, die in diesen irdischen Erscheinungsformen niemals ganz erfaßt werden kann. Das ist dann jene Kraft, von der ich sagte, daß sie herausführe aus den Pfaden des Irrtums und umkehrt Willen und Werk.“ Es war Henmann, als sehe der alte Mann tief hinein in die Wirrnis seines Herzens. „Und diese Liebe ist Leiden“.

(Fortsetzung folgt)